

Nr. 101. Bromberg, den 3. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

Seine beiden Söhne sagten wenig. Sie waren nicht gewöhnt, Menschen zu sehen. Sie saßen still dabei und staunten Kolbein an, wenn er von seinen Fahrten erzählte. Es war herrlich, ihm zuzuhören. Aber nicht alles verstanden sie. Was war denn das, Städte, Tempel und Burgen? Nicht alles glaubten sie. Schwarze Menschen? Dächer aus Gold und Fenster aus bunten Steinen? Nein. Kolbein erzählte mehr, als man glauben durfte. Sie lachten gutmütig und zwinkerten sich zu.

Thorkel aber kannte die Welt. Ja, wenn es Gerechtigkeit gäbe in ihr, dann saß er heute noch auf seinem Hofe im Gudbrandstal. Eine weitläufige Geschichte. Thorkel wurde ernst und finster. Aber gleich darauf lachte er wieder. Ging es ihm denn nicht gut hier? War er nicht ein freier Mann? Niemand konnte ihm dreinreden. Kein Jarl und kein König. Alle konnten sie ihm mit der Nase — jawohl! Hier konnte er glauben und denken, was er wollte. Niemand kam, um bei ihm Steuern zu erheben. Keinem hatte er Rechenschaft zu geben. „Als denen da droben", sagte er und machte das Hammerzeichen. „Das versteht sich." Thorkel war ein wackerer Mann.

Jetzt fragte ihn Ref nach dem, was er gerne wissen wollte. Er suche jemand in Grönland, sagte er. „So werde ich ihn kennen", rief Thorkel. „Hier kommen alle vorüber. Manchmal freilich dauert es ein Jahr und länger, bis wir wieder ein Schiff sehen. Wen suchst du?"

„Thorgils Vikarskalli", sagte Ref, „oder auch seine Söhne."

„Bist du mit ihm verwandt?" fragte Thorkel.

„Nein", sagte Ref und verzog das Gesicht.

„Oder hast du vielleicht mit ihm eine Rechnung?"

„Kann sein", sagte Ref.

Jetzt wurde Thorkel offener. „Ein böser Mensch", sagte er, „gewalttätig und mit einer schlimmen Zunge. Solche Leute sollten in Grönland nicht wohnen. Dieser und seine Brut paßten besser nach Norwegen. Immer halten sie es auch mit denen und möchten hier Königsvögte werden. Jetzt sind seine Söhne am Hofe. Drei Burschen wie Trolle und der vierte daheim ist nicht besser. Nein, von mir kannst du nicht viel Gutes von ihnen hören."

„Das dachte ich mir", sagte Ref. „Aber sind die drei nicht heimgekommen?"

„Nicht, daß ich wüßte", sagte Thorkel. „Hier jedenfalls sind sie nicht vorbeigekommen und nicht eingekehrt. Aber das Meer ist ja weit. Es gibt viele Wege auf ihm, obgleich die gewöhnliche Fahrt hier vorbeigeht."

„Und wo haust jetzt der Alte?" fragte Kolbein. „Viel zog er herum. Immer unverträglich."

„Nicht so sehr weit von hier hat er ein stattliches Gehöft. Noch diesseits von Schwindklipp. In der Bärenbucht. Wir sind Nachbarn sozusagen. In fünf oder sechs Tagen könnt ihr dort sein, je nach dem Wind. Es kann schneller gehen, es kann auch länger dauern. Ich war mehr als einmal dort; denn es wohnen auch noch andere in der Bucht. Immer ist Streit mit diesem Thorgils und seinen Burschen."

„So? So?" sagte Ref, und dann sprachen sie von etwas anderem. Aber jetzt fragte ihn Kolbein nach Erich dem Roten und erfuhr, daß der Alte noch lebte. „Arg alt", sagte Thorkel. „Nun, wir werden auch nicht jünger. Ja, das waren Zeiten damals, als wir mit Erich segelten und dies große Land fanden." Und nun sprachen sie von den Zeiten ihrer Jugend. Da war alles besser.

Als Ref und die Seinen abfuhren, wäre Thorkel am liebsten mitgekommen. „Aber nein", sagte er, wie zu sich selbst. „Es geht nicht. Jetzt ist die beste Jagdzeit für den Seehund. Offen ist das Meer. Die Vögel haben Eier und Junge. Das Renntier wird fett, und das Eisrind wirft seine Wolle ab." Er zählte alle Arbeiten auf, die ihn erwarteten.

„An vollen Tischen sitzt ihr hier", sagte Kolbein.

„Setzt euch mit dazu", sagte Thorkel, „es ist Platz für alle und Fressen genug da." Dann nannte er ihnen einen Mann namens Björn. „Er wohnt auch in der Bärenbucht. Bei ihm könnt ihr vielleicht bleiben. Ein ehrlicher Mann, besser als dieser Thorgils."

„Es kann sein", sagte Ref, „daß wir ihn aufsuchen."

Als die Männer weiterfuhren, blickte Thorkel ihnen lange nach. Allerlei fiel ihm ein, was er noch gerne hätte fragen wollen.

*

Die Schiffer hatten gute Fahrt. Am fünften Tag kamen sie an eine Siedelung. Viele Gehöfte lagen am Meer entlang. Im Süden sahen sie ein Vorgebirge, Schwindklipp, das Ende des Landes. Sie waren weit draußen im Meer gefahren und hielten nun an Land. Vor der Küste sahen sie ein Boot mit zwei Männern beim Fischfang. Sie hielten darauf zu und kamen ihnen so nahe, daß sie sie anrufen konnten. Es stellte sich heraus, daß dies Björn und sein Ziehsohn Thormod waren. Die beiden legten sich mit ihrem Boot neben das Schiff und zeigten Ref, wo er am besten landen könne. Björns Hof lag ein wenig vom Ufer ab, über einem Wiesenhang. Unten aber sprang eine Landzunge in das Meer hinaus, und so entstand eine kleine, besondere Bucht. Jenseits der Bucht und mehr in ihrem Inneren lag ein größeres Gehöft. Ref fragte, wem es gehöre. „Thorgils Vikarskalli", sagte Björn.

„Gut", sagte Ref, „so wollen wir bei dir anlegen."

Sie hielten auf die Landzunge zu und gingen gleich hinter ihr vor Anker. Björn und Thormod zogen ihre Netze ein und kamen bald nach. Es beunruhigte sie, daß die Männer nach Thorgils gefragt hatten.

„Ich würde euch gerne alle bei mir aufnehmen", sagte Björn, „doch mein Haus ist nur klein. Aber Fleisch und alles, was ihr braucht, sollt ihr haben."

„Wir wissen nicht, wie lange wir bleiben", sagte Ref.

Währenddessen waren diese mit ihrem Schiff und jene mit ihrem Boot beschäftigt. Da kam eine Frau von Björns Gehöft herab und trat an den Strand, stand da mit untergeschlagenen Armen und sah zu, wie die fremden Männer

das Schiff festlegten. Dann ging sie zu Björns Boot, und mit Thormod zusammen trug sie den Fischkorb nach dem Gehöft hinauf. Björn verwahrte die Netze. Ref sah der Frau nach. Sie war gerade und schön gewachsen, hatte ein offenes, kühnes Gesicht. Der Wind wehte ihr blondes Haar unter der Haube hervor und peitschte damit ihre Stirn. Sie trug einen blauen Rock und ein weißes linnenes Mieder. Der Wind schwenkte ihren Rocksaum wie eine lustige kleine Fahne.

Sein ganzes Leben lang vergaß Ref nicht mehr den Augenblick, da er aufblickte und dicht vor sich am Strand dieses ruhige schöne Frauenantlitz sah, das ihn kühl und prüfend anschaute. Nie vergaß er das lustige Flattern ihrer Haare und den wehenden Rocksaum.

Und nun war sie gegangen, ohne sich umzusehen und ohne ein Wort zu sprechen, als kenne sie keine Neugier. Es sah fast aus wie Verachtung gegen diese Fremden. Ref hatte Lust, sich gekränkt zu fühlen.

Björn kam, und Ref erfuhr, daß dies Helga, Björns Tochter gewesen war. Er selber fragte nicht und hielt sich zurück. Irgend etwas beschämte ihn. Aber Kolbein machte einen Scherz über die schöne Frau, und da nannte Björn ihren Namen.

„Wir werden doch wohl länger hierbleiben", sagte Ref. „Ja, vielleicht längere Zeit. Wir haben allerlei Waren, und wir haben auch vor, auf die Jagd zu gehen."

„Zu all dem", sagte Björn, „liegt dieser Ort günstig. Schade nur, zu klein ist mein Hof, euch alle unterzubringen."

„Wir werden dir nicht lästig fallen", sagte Ref.

„Davon ist keine Rede", sagte Björn. „Es ist nur kein Platz im Hause. Ich wollte, es wäre größer. Aber es ist schon für mich und die Meinen zu klein. Zwölf Männer seid ihr, selbst im Stall ist kein Raum für so viele. Ungern sag ich es."

Björn war ein ernster, würdiger Mann, kein Freund von vielen Worten. Eine so junge Tochter hätte man ihm nicht mehr zugetraut. Er war ganz weißhaarig, mit einem kurzen struppigen Bart. Klug und gutmütig waren seine Augen. Nur als er Buckels kleinen Eisbären sah, lächelte er ein wenig und sagte: „Die Ware brauchtet ihr hier nicht einzuführen. Dergleichen gibt es mehr als genug und als uns lieb ist." Buckel drückte das Tier an sich, aber es wurde schon kräftig und wehrte sich und kratzte.

Man sah es deutlich. Björn war vorsichtiger als Thorkel. Der Empfang war hier kühl. Vielleicht wollte Björn erst sehen, welcher Art die fremden Männer waren. Er stammte auch aus Norwegen, wie Thorkel. Man hörte es gleich an seiner Sprache. Nein, sehr lange war er noch nicht hier. Vor nun acht Sommern hatte er Norwegen verlassen und wollte nach Island ziehen. Aber dann hörte er von dem neuen Lande und fuhr hierher. Und seitdem war er hier. Seine Frau war tot. Mit Helga und ihrem Ziehbruder Thormod hauste er allein und hatte, was er brauchte, auch zwei Knechte und ein paar Mägde, freilich. Soviel erfuhr Kolbein von ihm, der am Strand neben ihm stand und immer wieder fragte, während Ref und die anderen noch auf dem Schiffe arbeiteten, die Segel und die Schiffsleinen zusammenrollten und alles ordneten und zudeckten. Nein, er kümmere sich nicht viel um andere, sagte Björn. Irgend ein Kummer schien auf ihm zu liegen.

Dann erfuhr Kolbein noch, daß die Söhne Thorgils wieder daheim waren. „Aber ich sehe die Leute selten", sagte Björn, obgleich wir Nachbarn sind, und weiß nicht, was sie treiben . . . Eine Frau? Nein, eine Frau haben sie nicht mitgebracht. Wenigstens habe ich nichts davon gehört. Nein, auch eine alte Frau nicht."

Kolbein wußte nicht, was er dazu sagen und was er denken sollte. Wo war denn Rannveig?

In dieser Nacht schliefen die Männer noch auf dem Schiffe. Am nächsten Morgen ging Ref herum und besah den Strand. Irgend etwas in ihm war seit gestern anders geworden, seit er Helga gesehen hatte. Wie stramm sie dagestanden, kein Wort gesagt hatte und dann davongegangen war, ohne zu fragen. Sie hatte nicht vor, sich um fremde Männer zu bekümmern. Jetzt fiel ihm auf, daß sie ausgesehen hatte, als wäre sie über irgend etwas traurig. Er wäre am liebsten sogleich nach Björns Haus hinaufgegangen. Bei jedem anderen Hause hätte er nicht gezögert. Aber hier fühlte er sich irgendwie zurückgehalten. So blieb er am Strand stehen und sah hierhin und dorthin. Björn kam und Ref fragte ihn, ob er wohl erlauben würde, daß er hier auf seinem Grund eine Hütte für seine Waren baue.

„Du hältst mich wohl für unfreundlich", sagte Björn, „daß ich euch nicht aufnahm. Aber es ist wie ich sage. Selbst im Stall habe ich keinen Platz für so viele. Aber sonst will ich dir in allem helfen, wo ich kann. Baue, wo du willst. Holz ist auch genug da. Ich kann nicht sagen, daß du und die Deinen mir nicht gefielet."

Ref bedankte sich und bestimmte den Platz, wo die Hütte stehen sollte. Er wollte Holz kaufen von Björn, aber der weigerte sich, etwas dafür zu nehmen.

So baute Ref mit den Seinen eine Hütte unten auf die Landzunge. Es wurde ein ganz tüchtiges Haus, mit steinernem Sockel und ordentlich gerichtet, wie Ref zu bauen gewohnt war. Dennoch ging der Bau rasch vorwärts. Björn stand oft dabei, sah zu und sagte: „Du verstehst es besser als ich. Du bist ein guter Baumeister." Auch Thormod kam, und manchmal legte er mit Hand an. Er gefiel Ref sehr gut. Ein offener, freundlicher Mann. Sie wurden gute Freunde, ohne viel Worte. Auch Helga sah Ref zuweilen, aber meist nur aus der Ferne. Wenn sie irgend etwas am Strande zu tun hatte, kam sie vom Hof herab und ging wieder hinauf, ohne sich lange umzusehen.

Von Thormod erfuhr Ref, was sie bedrückte. „Einer dieser Thorgilssöhne dort drüben auf dem Hof, Theingil, hat um sie angehalten Sie sind uns allen nicht recht, diese Leute, zänkisch und gewalttätig. Helga hat ihn abgelehnt. Aber wie soll man widerstehen? Wir sind fremd hier und haben wenig Anhang. Sie können dem Vater das Leben schwer machen und werden sich nicht lange besinnen. Reichtum haben sie auch, von jeher, und jetzt, nach ihrer Fahrt, scheinen sie noch reicher. Nein, eine alte Frau ist nicht mit ihnen gekommen."

Wo war denn Rannveig?

*

Als Refs Hütte fertig war, brachte er alle seine Waren darin unter. Leute kamen weither, die gehört hatten, es wäre ein Kaufmann angekommen. Aber Ref sagte: Nein, er wolle nichts verkaufen. Er wolle eine Weile hierbleiben. „Das sehe ich", sagte Kolbein, „aber allzulange doch nicht? Wir sind doch stark genug, mit diesen Thorgilssöhnen abzurechnen."

Er wäre am liebsten sogleich nach Bucht, dem Hofe Thorgils, gezogen und hätte die Sache ins reine gebracht. In einem offenen Kampf. An Mut fehlte es ihm nicht. Dann konnten sie weiterfahren nach dem Westen.

„Wenn dann noch jemand von uns am Leben ist", sagte Ref.

„Erst warst du es, der Eile hatte", sagte Kolbein, „und jetzt sieht es aus, als wolltest du dich hier niederlassen."

„Das kann schon sein", sagte Ref.

Da wurde Kolbein zornig und sagte: dann wolle er allein weiterziehen.

Am nächsten Tag waren sie dabei, Refs Schiff auf Rollen zu setzen und aufs Land zu ziehen. Kolbein stand zornig am Strand und stieß seine Krücke immer wieder gegen den Boden. Ref trat zu ihm und sagte: „Ich sehe, mein Vorhaben gefällt dir nicht." Kolbein gab ihm keine Antwort.

„Es ist mir nicht recht, daß du auf mich zornig bist", sagte Ref. „Und eben, als ich dich ansah, ist mir ein Gedanke gekommen. Du möchtest fort. Ich aber habe hier allerlei zu tun."

„Das weiß ich", sagte Kolbein, „aber deshalb brauchtest du nicht —"

„Du weißt nichts", sagte Ref, „höre meinen Vorschlag. Ich übergebe dir das Schiff und fünf von meinen Männern. Dann seid ihr eurer sechs und könnt so weit kommen, wie du willst, in die Westsiedlungen und zu Erich, deinem Freunde. Dort magst du diesen Sommer bleiben und auch den nächsten, wenn es dich gelüstet, magst auf die Jagd ziehen oder Handel treiben, wie es dir gefällt. Dann aber kommst du wieder und zusammen fahren wir heim, oder wohin uns dann der Wind weht. Ich aber hoffe bis dahin alles hier zu meiner Zufriedenheit geregelt zu haben — oder ich lebe nicht mehr, und alles gehört dann dir und den Männern, die bei mir waren. In Bachmünde magst du dann den Kranich abholen."

Da schämte sich Kolbein seines Zornes und wollte nichts von dem Vorschlag wissen. „Ich weiß ja", sagte er, „was

dich hierhertrieb. Einen schweren Stand wirst du haben. Dabei sollte ich dich im Stich lassen?"

„Um deine Hilfe in dieser Sache", sagte Ref, „habe ich nie gebeten."

„Aufs Land mit dem Schiff!" rief Kolbein ungeduldig. „Auf die Schiffsrollen!"

Aber zuletzt wurde es doch wie Ref gesagt hatte. Warum kam mir dieser Gedanke nicht gleich?" sagte er. „So ist es am besten für uns alle. Wenn es nach mir geht, werde ich ziemlich lange Zeit hierbleiben. Mit euch aber wüßte ich unterdessen nichts anzufangen bei eurer Unruhe und Ungeduld."

„Aber du hast dann kein Schiff mehr", sagte Kolbein.

„Nicht ewig sollt ihr fortbleiben", sagte Ref, „und ohnedies habe ich vor, ein neues, größeres Schiff zu bauen. Dies da ist ja nur für die Küstenfahrt zu gebrauchen."

Ref belud das Schiff wieder mit einigen Waren und mit allerlei Gerätschaften für den Walfang und die Jagd auf Walrosse und stellte es unter Kolbeins Befehl. Fünf von den Isländern gingen mit ihm. Außerdem warb Kolbein noch zwei junge Männer aus der Bärenbucht, die gerne nach dem Westen wollten. Bei günstigem Wind fuhren sie los, und bald verschwanden sie den Blicken hinter dem Vorgebirge.

(Fortsetzung folgt.)

Endlich ein Zauber!

Afrikanisches Erlebnis von Leo am Bruhl.

Diese Nacht ist mondlos und beinahe so schwarz wie unsere Taschentücher; trotzdem trotten wir schon über drei Stunden quer durch die ausgedörrte Steppe, und noch immer scheint die Koppie nicht erreicht zu sein, auf deren Höhe wir des echtesten, afrikanischen Wunders teilhaftig werden sollen. Sechs Schritte vor uns in der Finsternis zockelt siegesbewußt der geistige Urheber des Abenteuers, Nic Mooijekind.

„Ihr müßt alle vom Ducker gestoßen sein", prustet schimpfend der dicke Hafner, der sich zu allem Überfluß mit der schweren Elefantenbüchse angetan hat, „auf einen solchen schwarzen Schwindel hereinzufallen! Nach unseren Erfahrungen, Herrschaften!"

Der Botaniker-Doktor, uns hier als Leittier von Amtes wegen vorgesetzt, beschwichtigt gegen besseres Wissen, wir seien gleich am Ziel, tut auch noch zwei vorsichtige Töne von Pflicht und Schuldigkeit.

„Quatsch!" sagt Hafner grob und lädt sich, keuchend wie eine verschnupfte Nashornkuh, den aufgespeicherten Forscherkummer langer Wochen vom arg geschmorten Leib: „Ein einziger Quassel das mit dem „dunklen" Erdteil! Hier ist außer der Nacht nichts mehr dunkel und nichts mehr zu erhellen. Was denn? Haben wir's nicht selbst erlebt? Die Kosaweiber tanzen nach der Weise eines Tonfilmschmarrens, die Tambuki tragen Schweizer Uhren, im Swasiland gibt's Stangenspargel in Büchsen, ein Bakwena-Häuptling besitzt das neueste Telefunkengerät, die Makalaka ernten mit amerikanischen Maschinen, die Baronga — die Junod noch „wild" fand — gründen Konzerne, bei den Basuto putzt man sich die Zähne mit Zahnpasta, und die Barotse-Prinzessin fährt mit dem Motorboot den Sambesi hinunter, benutzt ab Livingstone die Bahn nach Beira, läßt sich da den Bubikopf schneiden und kauft zehn Pfund koffeinfreien Kaffee ein, weil sie an nervösen Herzbeschwerden leidet! — Was ist da noch zu entdecken?"

Der Botaniker hält einen längeren Vortrag darüber, daß wir hier in der Hochsteppe auf einen Stamm gestoßen sind, der noch völlig unberührt ist, der noch in der Steinzeit lebt, der noch Menschenopfer bringt, der allerhöchstwahrscheinlicherweise auch noch im Besitz ältester Überlieferungen ist. Und so fort, wie ein Botaniker eben spricht. Er redet von all dem, was der Kinomann Nic Mooijekind ihm guten Glaubens berichtete, und er würde uns überzeugen, wenn wir nicht zufällig wir wären; und er erzählt so lange, bis wir den breiten Doornenboomen-Fußring der Koppie hinter uns haben und der Aufstieg über scharfes Geröll und zähes Dickicht beginnt — da geht dem Doktor denn doch die Weisheit oder die Puste aus. Schweigend und schwitzend. Mooijekind mit der kleinen Kurbelkiste tapfer voran, tasten wir uns den Steilhang hinauf, um oben auf dem Hexentanzplatz zu sehen, wie der berühmte Medizinmann Manga-Njeli, Mooijkinds neuer Freund, vor allem Volk — einen Regen zaubert.

Schon in halber Höhe der Koppie vernehmen wir den Gesang der Neger; er tönt lauter und wilder, je weiter wir klimmen. Der Kurbelmann drängt zur Eile, der Botaniker schaltet den dritten Gang seines müden Gebeines ein. Hafner dagegen tut gemächlich in Anbetracht seiner Zweifel und der gewichtigen 9,3-Büchse, die er am Halfter hat; ich, ich bin nicht besonders neugierig und schätze nächtliche Kletterausflüge gar nicht.

Als wir zwei langsamen Vertreter europäischer Wissenschaft dann endlich doch den geheimnisvollen Tanzplatz des Stammes mit der guterhaltenen Steinzeitkultur und den unangebrochenen Überlieferungen erreichen, ist das fette Mittelstück des urweltlichen, urwaldlichen Geschehens schon allseitig genossen. Aber jetzt sind auf dem Felsboden, den Tausende von nackten Füßen in Jahrhunderten spiegelblank getanzt haben, die Halbkreise aufgemalt, die den Regenbogen darstellen; auch die roten Zickzacklinien, die den Blitz beschwören, fehlen nicht; und es fehlt nicht eine der unappetitlichen Merkwürdigkeiten, die zu einem formgerechten Regenzauber eines Bantuvolkes gehören.

Wenige Minuten nach unserem Eintreffen, das dank Nics Voranmeldung kein Aufsehen erregt, schießt wie ein flüchtiger Klippspringer der große Zauberer Manga-Njeli in die starrgebannte Runde der schwarzen Menge, verharrt rollenden Auges, verdreht langsam die Halswirbel und verrenkt die Arme und Beine wie ein indischer Fakirkollege, rast dann plötzlich im Kreis herum wie ein tollgewordener Teufel, klappert mit allen Knochen, knackt mit sämtlichen Gelenken, bauchredet furchterregend aus den Gefilden der vierten Dimension und schnellt schließlich mit gellem Schrei einen gespenstisch leuchtenden Pfeil von der Sehne des Bogens gegen die schwachschimmernden Sterne des Skorpions, der am östlichen Himmel dahinschleicht.

Der Doktor und der Kinomann erschauern bis unter die Haut. Hafner aber, dicht neben mir, flüstert schnaufend, ganz außer Atem. „Hier riecht's irgendwie nach Kirschwasser, Junge. Riech' mal!"

Gut, ich rieche 'mal, aber meine Nase sagt mir nichts von Kirsch.

„Sag'", schnauft mir Hafner wieder ins Ohr, „der Kerl macht das Affentheater doch nur, wenn er bestimmt weiß, daß morgen Regen fallen wird. Wieso weiß er das? Was ist das für ein Zauber?"

„Ganz europäisch zu erklären ist das wohl nicht. Ihm hilft sicher genaue Naturbeobachtung, ein Stück eigener Wetterempfindlichkeit."

„Und durch welchen Zauber kommt er zu dem Kirschwasser?"

„Unsinn, Hafner", sage ich unwillig, „du phantasierst wohl!"

Manga-Njeli kauert jetzt, einen bunten Mantel um die Schultern gehängt, in der Mitte des blankschwarzen Felsstückes; und der Stamm pilgert in langem Zuge an seinem Medizinmann vorüber, der außergewöhnliche Macht zu besitzen scheint.

„Wie wäre es", knurrt Hafner leise, „mit einer Art Haussuchung bei dem großen Zauberer, während er die Parade abnimmt?"

Es wäre gefährlich, sicher. Aber es könnte sich wirklich lohnen, einen prüfenden Blick in die Werkstatt des Regendoktors zu werfen.

Kurzes Zögern, dann . . . los! Ich übernehme Hafners Büchse; wir schleichen nach der besten Lederstrumpf-Gebrauchsanweisung in den Kral, der gleich hinter der Tanzplatzkoppie im Kessel liegt, finden bald die mit dem Mhamba-Amulett gesicherte Hütte des Manga-Njeli. Wie die Wiesel schlüpfen wir in den Bienenkorbbau. Hafners Taschenlampe blitzt auf, eine halbe Minute irrt das grelle Licht über getrocknete Kräuter, über Farbentöpfe, über die winzigen Giftnäpfe, und dann, ja, dann brüllen wir beide im selben Augenblick los und lachen, daß uns die Bäuche schmerzen, daß der ganze Zauberladen einzustürzen droht, denn:

Auf einem alten Gartentisch steht ein richtiges, buntbemaltes Schwarzwälder Wetterhäuschen, dessen Sonnen-

schirmfrau sich tief ins Innere zurückgezogen hat, während der Trachtenbauer mit triefender Regenspritze „Schlecht Wetter“ anzeigt. Im Basutoland!

Hafner faßt sich zuerst; er wittert Kirsch und findet Kirsch, eine kaum angebrochene Kiste „Echtes Schwarzwälder Kirschwasser“ im Erdversteck, gestohlen mitsamt dem „Regenzauber“ bei der Mariannhiller Afrikamission vom ehemaligen Missionsschüler Manga-Nieli, wie sich beim späteren Verhör des Regenmachermeisters mit Unterstützung durch die Elefantenbüchse feststellen ließ.

— — Von dem wirklich guten und guterhaltenen Kirschwasser hat schon der Botaniker-Doktor nichts mehr abbekommen, denn er verließ uns an dem Tag, an dem der schwer erzauberte Regen niederging in die dürre Hochsteppe des dunklen Erdteils.

Dort, wo die Erde bebte.

Eine Reise durch das Katastrophengebiet der Kordilleren. Von Michael Auspitz.

Reisende, die seit Jahr und Tag die argentinische Stadt Mendoza am Fuße der Kordilleren verließen, um durch den 3800 Meter hohen Cumbrepaß die Fahrt nach dem pazifischen Hafenort Valparaiso anzutreten, ahnten gewiß nicht, daß die in weiter Ferne schimmernden ruhigen Bergriesen eines Tages über eine ausgedehnte Gegend Schrecken and Vernichtung verbreiten würden. Der Zug, der die etwa 1000 Kilometer von Buenos-Aires entfernte Station Mendoza verläßt, fährt noch zwei Stunden durch fruchtbare Weingärten, um plötzlich in ein ödes und totes Gebiet zu gelangen. Im Gegensatz zu der Alpenlandschaft sieht man keine grünen Wiesen und keine von Fichtenwäldern umsäumten Bergseen. Weit und breit ist keine Pflanze, kein Grashalm zu erblicken. Die langen Bergketten, eine nach der anderen, weisen keine Spur von organischem Leben auf und die Täler, die dazwischen liegen, sind gleichfalls wie ausgestorben. Hoch oben breitet ein Kondor seine Riesenflügel aus, der König der Vogelwelt, das scheinbar einzige Lebewesen in der Unendlichkeit der Kordilleren.

Und doch haben diese Berge einen wunderbaren, eigentümlichen Reiz. Keine andere Berggegend der Welt kennt jenes zauberhafte, straahlende Farbenspiel, das den Reisenden in den Kordilleren wie ein unglaubliches, unvergeßliches Naturwunder beglückt. Wenn die aufgehende Sonne die gewaltigen Bergspitzen beleuchtet und der nächtliche Nebel sich langsam zu heben beginnt, schimmern die Kordilleren in allen Farben des Spektrums, rot und goldorange, gelb und grünlich-violett, in allen möglichen Schattierungen und bieten dem entzückten Auge das Bild einer monumentalen und grandiosen Farbenpracht, wie es sich keine menschliche Phantasie vorzustellen vermag.

Vor der Errichtung der Trans-Kordilleren-Bahn war die Reise durch diese Berggegend mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß die ersten Unternehmer, die dort den regulären Post-, Last- und Personenverkehr organisierten, von der argentinischen Regierung für alle Zukunft das Recht erhielten, alle Waren, die in der Gegend von Mendoza durch die Bergpässe befördert wurden, mit einem Privatzoll zu belagen. Auch heute noch kommt es häufig vor, daß das schmalspurige Eisenbahngleis durch den Cumbrepaß unter meterhohen Schneemassen begraben wird, so daß die Passagiere sich gezwungen sehen, entweder zurückzukehren oder die weitere Reise auf dem Rücken eines Maultieres mit Lebensgefahr fortzusetzen. Der Prinz von Wales, der vor Jahresfrist mit der Kordillerenbahn reiste, geriet in einen Wirbelsturm und mußte acht Tage auf einer verschneiten kleinen Station auf die Wiederaufnahme des Verkehrs geduldig warten.

Dort, wo die Eisenbahn die Kette in zahlreichen in schwindelnder Höhe angelegten Tunnels durchquert, eröffnet sich ein Ausblick von majestätischer und wildromantischer Schönheit. Über zahlreichen, zackigen Gipfeln, die wie Riesenzähne eines Steinungeheuers anmuten, ragt der 7000 Meter hohe Akonkagua. Er galt seit Jahrhunderten als erloschener Vulkan. Die neuesten Eruptionen in den Kordilleren lassen die Vermutung aufkommen, daß die vulkanischen Kräfte in den Kordilleren aus ihrem jahrhundertelangen Schlummer zu neuer Aktivität erwachen. Wehe der ganzen Umgebung, wenn der mächtige Akonkagua Feuer und Asche zu speien beginnt.

Die Kordillerenkette bildet die natürliche Grenze zwischen zwei südamerikanischen Staaten, Chile und Argentinien. Vor einigen Jahrzehnten wurde die Grenze zum Streitobjekt der beiden Nachbarländer. Beinahe kam es zu einem Kriege, und nur mit Mühe gelang es den Diplomaten, die Kriegsgefahr im letzten Augenblick abzuwenden. Die Regierungen von Chile und Argentinien kamen überein, die Streitfrage dem damaligen englischen König Eduard VII. als Schiedsrichter zu unterbreiten. Nachdem König Eduard seinen Schiedsspruch verkündet hatte, schmolzen sowohl die Argentinier wie die Chilener in feierlicher Zeremonie ihre Kanonen ein. Aus dem eingeschmolzenen Metall wurde eine riesige Erlöserstatue gegossen, die sich an der Grenze zwischen den beiden Staaten, in der Nähe von Mendoza, erhebt. In den Sockel der Christusstatue ist folgende Inschrift gemeißelt worden: „Eher zerfallen diese Berge in Staub, als daß die Völker Chiles und Argentiniens den ewigen Frieden brechen, den sie einander am Fuße dieses Erlöserdenkmals schworen.“

Sieben Stunden dauert die Eisenbahnfahrt von der Station Los Cueras, dem höchstgelegenen Punkt des Cumbrepasses — 3140 Meter über dem Meeresspiegel — bis Valparaiso an der pazifischen Küste bezw. bis zur chilenischen Hauptstadt Santiago. Jetzt sind katastrophale Zeiten für Chile hereingebrochen. Unter den 68 großen Salpetergesellschaften wird nur von neun der Betrieb aufrechterhalten. Der zweite Grundpfeiler des chilenischen Reichtums, die Kupferproduktion, liegt gleichfalls brach. Die Häfen sind leer und öde. Arbeitslosigkeit und Not herrschen im ganzen Lande. Die dünne chilenische Oberschicht, die sich in den pompösen Lokalen der Hauptstadt zum Fünfuhrtee trifft, weiß sehr gut, daß sie auf einem Vulkan tanzt, dessen Ausbruch noch viel gefährlicher werden kann, als die Eruption in den Kordilleren. Trotzdem ist sie optimistisch. Sie hofft, daß allen Gewalten zum Trotz die Vernunft und der Aufbauwille über die Kräfte des Verfalles den Sieg davontragen werden.



Bunte Chronik



* **Ulrik I., der letzte Livenkönig.** In Lettland wohnt in einem kleinen Dorf in der Nähe von Windau ein alter Mann namens Ulrik Kanberg, der sich als letzter Herrscher des Volksstammes der Liven betrachtet. Bereits im 16. Jahrhundert hörte dieser Volksstamm auf zu existieren. Aber noch bis auf den heutigen Tag leben in verschiedenen Dörfern des Baltikums vereinzelte Liven, die ihre uralte Sprache nicht verlernt haben. Ulrik I. ist ein Mann von patriarchalischem Schlag. Er führt ein strenges und zurückgezogenes Leben, beschäftigt sich mit Ackerbau und widmet sich in seinen Mußestunden der Übersetzung der heiligen Schrift in die Livensprache. Er erkennt die lettische Regierung nicht an und verweigert den lettischen Behörden den Gehorsam. Da er die Formalitäten, die mit der Bestätigung seines Grundbesitzes verbunden waren, nicht ausführen wollte, wurde sein Hof von Staatswegen unter lettische Bauern verteilt. Als die Fremdlinge auf dem Grundstück des „Livenkönigs“ erschienen, wurden sie von Ulrik I. und seinen vier Söhnen mit Stöcken und Heugabeln vertrieben. Auf Geheiß des Vaters weigerten sich die Söhne Ulriks, sich zum Militärdienst zu melden. Zwei Polizisten, die im Dorf erschienen, um die Rekruten abzuholen, wurden in die Flucht geschlagen. Da entschlossen sich die Behörden, eine Strafexpedition in die Höhle des „Livenkönigs“ zu entsenden. Als die Polizeitruppe in das Gehöft eindrang, stellte es sich heraus, daß Ulrik I. verschwunden war. Er war mit seinen vier Söhnen nach der estländischen Insel Runo ausgewandert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.